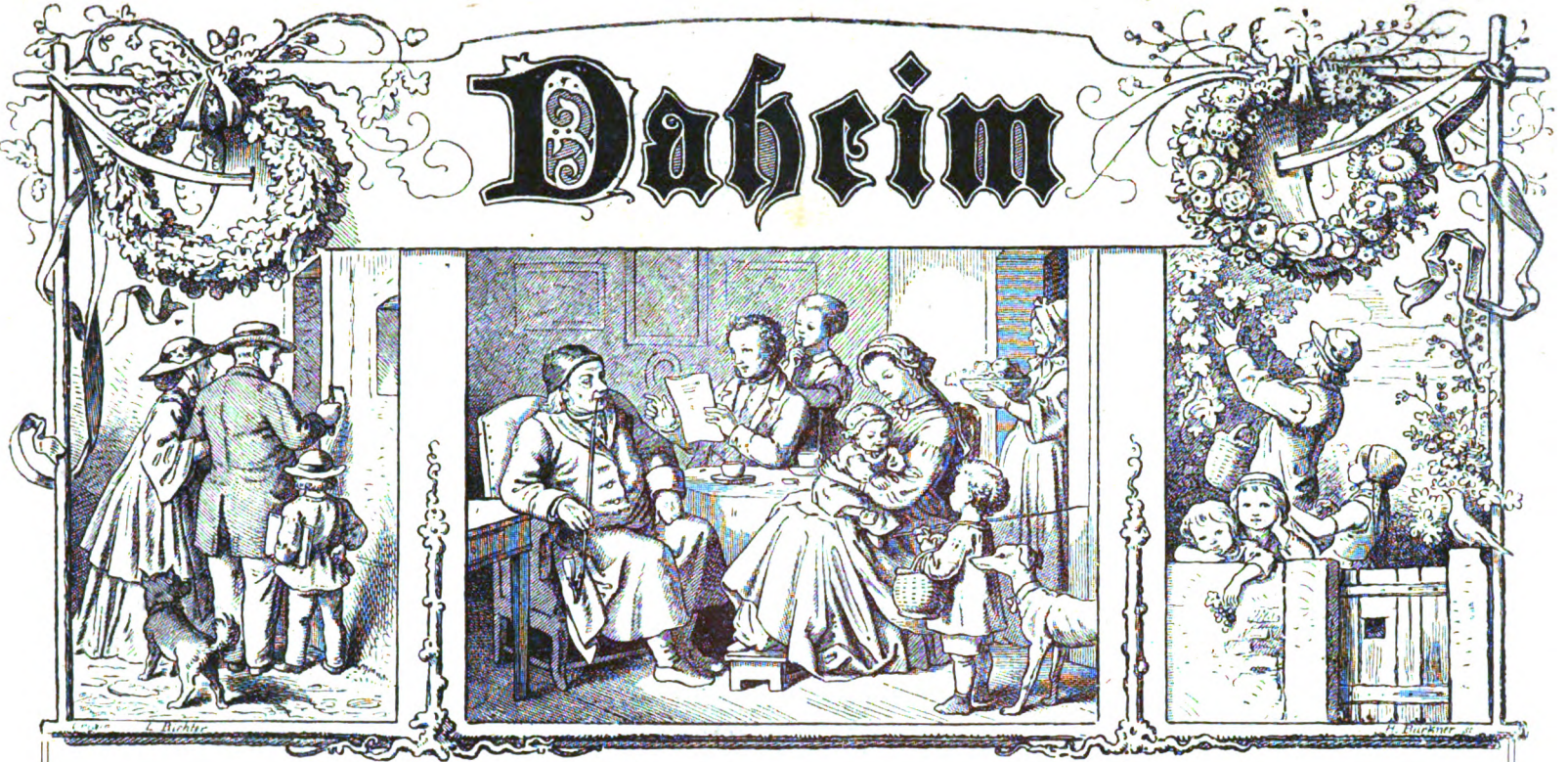


Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

IX. Jahrgang. Ausgegeben am 19. Juli 1873. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1872 bis dahin 1873. 1873. N^o 42.

Der Nationalrath.

Roman von Max von Schlägel.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Ges. v. II, VI 70.

VI. Das Heimweh.

„Herr Professor! Ja, wo ist denn der Herr Professor? Anneli! Kläreli!“

Wie von einem Bann erlöst, sprangen die Kinder auf ihre Mutter zu, welche ihnen frisch wie eine vollaufgeblühte, vom Nachthau erquickte Rose aus dem Hause entgegenkam. Sie trug sich ähnlich wie Hedwig und lächelte freudig dem Gast entgegen. Offenbar wußte sie noch nichts von dem neuen Ungewitter, das ihrem häuslichen Frieden drohte.

„Ja, Herr Professor, wo stecken Sie denn, das Frühstück steht auf dem Tisch, und wir können unsern Gast nicht finden.“

„Ich habe mit Jungfer Hedwig geplaudert.“

„Mit meiner Schwester? Und geschwäzhet, sagen Sie? das ist doch sonst nit ihre Gewohnheit. Hedwig ist froh, wenn sie kein Wörtlein zu reden braucht. Wir sind schon oft sehr ärgerlich gewesen wegen ihren Launen, aber sie kann eigentlich nicht dafür, denn die Base hat sie so verzogen, und wir selber sind Schuld dran, daß wir ihr immer nachgeben und sie so lang in dem schauerlichen Felsenest im Berner Oberland gelassen haben. . . . Aber das geht schon vorüber, wenn sie einmal verheirathet ist und Kinder zu versorgen hat,“ fügte die praktische Frau lächelnd hinzu — „in meiner Jugend habe ich auch manche Grille gehabt; das ist aber alles wie weggeblasen. . .“

„Das ist bei kräftigeren Naturen manchmal der Fall,“ sagte der Professor, ohne auf den scherzhaften Ton Frau Berthas einzugehen, „aber schwächere Wesen gehen manchmal an Stimmungen zu Grunde, wie sie Jungfer Hedwig zu beherrschen scheinen. Neue Pflichten sind allerdings ein wirksames Mittel dagegen, leider scheint mir Ihrer Schwester Gemüthszustand nicht darnach zu sein, um solche Verhältnisse so raschweg zu acceptiren.“

Des Professors Herz schlug bei dieser halben Frage etwas schneller, daß der Menschenkenner über sich selber etwas erstaunt war. Auch Frau Bertha war ernster geworden:

„Da haben Sie recht. Hedwig ist hübsch, und an Anbetern hat's ihr nicht gefehlt — ganz brave junge Leute mit sicherem Auskommen haben um sie angehalten, aber wenn man ihr so was gesagt hat, da ist sie ganz außer sich gewesen. Wir wollten sie verkaufen, sie sei uns lästig, ihre arme todte Base hätte nie so an ihr gehandelt, und ähnliches Zeug hat sie geschwäzhet, und Nächte lang haben wir sie weinen hören um die todte Base und ihr armseliges Häuslein im Berner Oberland, das wir verkauft haben, weil wir es sonst wieder hätten aufbauen müssen, in solch baugefährlichem Zustand war es. . .“

„Wenn Sie mir, dem Fremden, ein Urtheil gestatten wollen über Hedwigs Gemüthszustand, so hat sie ganz einfach Heimweh. Ich habe das Wort ganz zufällig und, ohne ihm eine ernstere Bedeutung beizulegen, gegen Ihre Schwester erwähnt, und sie gerieth in die heftigste Aufregung und verließ mich brüsk, ein Zeichen, daß ich, wenn auch nur zufällig, den wunden Fleck in ihrem Herzen berührt habe.“

Frau Bertha hatte dem Professor eine Zeitlang mit sprachlosem Erstaunen ins Gesicht geschaut. Dann schüttelte sie den Kopf:

„Heimweh? Nach was sollte das Kind Heimweh haben? Ist sie denn nicht zu Hause bei ihren einzigen Verwandten? Hat sie nicht immer die beiden Kinder um sich, die sie fast lieber hat als ihre Mutter? Nach was soll sie Heimweh haben?“

„Nach dem engen Thal mit den senkrecht stehenden Wänden, wo die Sonne erst um zehn Uhr auf und um vier Uhr schon unter geht, nach dem haufälligen „Hüskli“, das Sie verkauft haben, nach der todten „Bäsi“, nach ihrem Kitzböcklein, nach dem tiefen Schnee im Winter und dem spärlichen Grün des Sommers, und nach dem fernen Donner der niederrollenden Lawine. Kurz nach allem, Frau Bertha, was ein Jahrzehnt lang ihre Welt ausgemacht hatte, an was sich die kindliche Phantasie angeschmiegt mit allen ihren Fasern — Hedwig sagt

ihren Gatten gefehlt, fragte sie nicht, sie schien durch die Thatsache nicht einmal überrascht. Das volle harmonische Bild, welches sich der Professor von Frau Berthas Gemüths-eigenschaften gemacht, wurde durch einen leisen Schatten getrübt. Die folgende Antwort Frau Berthas schien ihm sogar ausweichend und entschuldigend:

„Mir geht über alles andere die Liebe meines Mannes.“

Auf die Beschuldigung ihres Bruders ging sie nicht näher ein, sondern schritt auf ihren Mann zu, schlang ihre Arme um seinen Hals und ließ ihren Kopf einen Augenblick an seiner Brust ruhen:

„Ich weiß nicht, ob es nöthig war, mich so zu demüthigen. Ich weiß aber, daß in der Bibel steht: Du sollst Vater und Mutter verlassen und Deinem Manne folgen. Ich werde es nicht mehr vergessen.“

Der Professor sah noch, wie der Nationalrath sein Weib heftig an sich preßte, und wendete sich bescheiden ab, — ein paar schneeweiße Wolken schwammen über den tiefblauen Himmel.

Als er sich umwandte, war Frau Bertha verschwunden, und er sah nur noch in die feuchten Augen des Nationalraths. Dieser gab ihm warm die Hand:

„Es ist Zeit, daß Sie sich auf den Weg machen, wenn Sie den Landammann vor der Sitzung noch treffen wollen. Alles Glück!“

Der Professor stieg langsam und nachdenklich den Weg zur Stadt hinab. Wie er den Charakter Frau Berthas nach ihrem gestrigen Auftreten und ihrer heutigen Unterredung im Garten beurtheilt hatte, mußte er bei der Eröffnung ihres Gemahls eine heftige Scene, vielleicht einen entscheidenden Bruch erwarten. Und statt dessen diese Schüchternheit, den Bruder zu vertheidigen, diese Unterwerfung unter die Befehle eines Mannes, den sie in mancher Beziehung so ganz überseh, dem sie noch gestern so freimüthig opponirt.

Was war mit der Frau vorgegangen? Der Professor lächelte über seine eigene Neugier. Er war eine Nacht und einen halben Tag hier, und schon interessirten ihn die Familienangelegenheiten von Leuten, die, so gastfreundlich sie ihn auch aufgenommen, doch noch nicht viel mehr für ihn sein konnten, als Fremde. Und doch konnte oder glaubte er diese Fremden schon so gut zu kennen, den Nationalrath mit dem Herzen eines Helden und dem Willen eines Kindes, der bei aller Herzensgüte, die er besaß, seine politische Eitelkeit für Aufopferung ansah, — Hedwig, die zarte Epheurante, welche am Boden der Erinnerung dahinsiecht, weil sie keine Stütze findet, an der sie sich zum Lichte der Gegenwart emporranken kann,

die niemand versteht, weil ihre scheue Natur nur von gleichartigen Geschöpfen geahnt werden kann, auch ihre Worte waren an sein Ohr geklungen wie die leise vibrirenden Töne längst bekannter Melodien, und nun diese Frau Bertha! Sie war ihm gestern vorgekommen wie ein rein und klar gedrucktes Buch voll schöner Lettern, in dem er nur zu blättern brauchte, um auf jeder Seite verständige Worte zu seinem Herzen sprechen zu lassen. Und heute auf einmal war das Buch zugeklappt gewesen und verschlossen für ihn mit sieben Siegeln.

Der Professor schüttelte lächelnd den Kopf. „Du hättest wahrhaftig genug für dich selber zu sorgen, vaterlands- und brotloser Professor!“ sagte er sich. „Lange kannst du der Gastfreundschaft deiner neuen Freunde nicht zur Last fallen, von Stadt zu Stadt bist du schon gewandert und hast deine Erfahrungen und deine Kenntnisse feilgeboten, umsonst. Man hat deine Zeugnisse gesehen und belobt, aber dir achselzuckend geantwortet, daß sich eben schon sehr viele Schweizer um dieselben Stellungen beworben hätten und daß sie eben in ihrer Eigenschaft als Schweizer bevorzugt werden müßten. Geschieht mir recht, warum bin ich kein Schweizer!“ hatte der Professor gedacht und war weiter gezogen nach der Hauptstadt eidgenössischer Intelligenz, nach dem Vorposten des schweizerischen Fortschritts, wie sich die reiche Stadt so gerne nennen ließ. Sein Herz war inzwischen an Hoffnungen, seinbeutel an Geld immer leerer geworden, und von der Heimat, wo er selbst seinen letzten Monatsgehalt hatte zurücklassen müssen, standen dem steckbrieflich verfolgten Flüchtling keine Hilfsmittel mehr zu Gebote. Und wenn die letzten Mittel nun erschöpft waren, was dann? Der Professor warf den Kopf zurück und schaute stolz auf die zu seinen Füßen ausgestreckte Stadt. Er war eine weiche, aber keine weiche Natur, kein Mann, der so leicht verzweifelt. Wenn man seinen Kopf nicht wollte, hatte er ja seine kräftigen Arme, um sie zu vermieten. Er führte ausgezeichnet die Waffen, er segnete jetzt den Fehlboden, über dessen allzuflüchtigen Besuch er sich so oft Vorwürfe gemacht, er konnte tanzen, reiten, schwimmen, schlug als echter Süddeutscher auch die Zither... pah! — es konnte nicht fehlen.

Und in der That, er hatte das vielleicht nöthig, denn für die Werwerthung seines Kopfes ruhten alle seine Hoffnungen jetzt auf einem Manne, dessen Gemüths- und Charaktereigenschaften nach allem, was er jetzt über ihn gehört, ihm ganz unberechenbar erschienen.

Unter solchen Gedanken durchschritt er das rege Gewühl der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Nashornsgeschichten.

(Zu dem Bilde auf S. 661.)

Feindschaften und Freundschaften, natürliche Ab- und Zunigungen genau wie in der Menschenwelt finden wir auch bei Thieren, mehr aber noch als deren in Wirklichkeit vorhanden sind, wurden geträumt und erfabelt. Einem alten Glauben zufolge besteht zwischen Nashorn und Elephant mehr als gegenseitige Abneigung, geradezu Todfeindschaft. Freilich hat kein Forscher bislang Ueberzeugung davon gewinnen können, gleichwenig wie von der ernsthaft und feierlich betheuerten Feindschaft zwischen Nilpferd und Krokodil. Dem Tiger wieder wurde eine ganz besondere Anhänglichkeit an das Rhinoceros angedichtet. Die Wahrheit ist, sie suchen sich gegenseitig nicht, lieben einander nicht, hassen einander nicht, brauchen sich auch nicht zu fürchten. Kein Thier, auch der Tiger nicht, ist dem Nashorn gewachsen. Was aber dem Einzelnen nicht möglich ist, mag zuweilen vereinten Kräften gelingen, ganz zumal wenn es sich um ein junges oder gar noch, wie in unserem Falle, um ein angeschossenes Thier handelt. Sehr ergötzliche — oft guterdichtete Dinge von dergleichen Thierkämpfen wissen uns einzelne Reisende zu erzählen.

Die Geschichte des Nashorns bedarf solches Aufpuzes nicht und die Erscheinung des Thieres fesselt heut noch gar gewaltig, wenn auch nicht ganz in der Weise mächtig mehr, wie zu Zeiten Gellerts. Als damals in den vierziger Jahren des verfloffenen Jahr-

hunderts wohl so ziemlich das erste Nashorn in unserem Deutschland zur Schau kam, erhob sich ein wahrer Sturm von Neugier. Vielleicht kein zweites Thier hat bei uns ein gleich großes Aufsehen gemacht. Es gab Veranlassung zu einer Menge Schriften. In Nürnberg wurden sogar zwei verschiedene Medaillen auf das Ungethüm geprägt. Und das ist eben jenes Rhinoceros, dessen Gellert in seiner bekannten Fabel „Um das Rhinoceros zu sehen u. s. w.“ gedenkt.

Das Nashorn hat für alle Beschauer etwas sehr Befremdendes in seiner Erscheinung. „Urgebirge der Thierwelt“ nennt der Aesthetiker Fischer jene Kolosse, das Nilpferd, das Nashorn und den Elephanten. Als Schaustücke erfreuen sie sich sämmtlich einer ganz besondern Theilnahme des Publikums. Uns alle ohne Unterschied fesseln sie mächtig, das ist nicht zu leugnen, nebenbei aber die Masse zwingen sie durch Masse. Es sind das die Riesen der heutigen Thierwelt, der Landbevölkerung wenigstens, Anklänge an frühere Schöpfungsperioden, Ueberreste gleichsam aus entlegenen Zeiten, wo deren Ahnen weit über die alte und neue Welt verbreitet gelebt haben. Ihre lappige, faltige, schrundige, warzige Haut, allerlei seltsame Auswüchse ihres Leibes, Schilder, Hörner, Hauer, Höcker, ihre massige, bergähnliche, unmodellirte Gestalt mögen des Aesthe-

Nachdruck verboten.
Gr. v. 11./VI. 70.



Raubern im Kampf mit Tigern. Gemalt von Rabben Saleh.

tifers Bezeichnung rechtfertigen. In unserer heutigen Thierwelt stehen sie wirklich ganz vereinzelt da, und bringen dadurch den gliedernden Zoologen in nicht geringe Verlegenheit.

Die ungeschlachteste Gestalt der Gruppe ist allerdings das Nilpferd, ausgearbeiteter schon das Nashorn, immer aber ein plumper Koloss, 5 bis 10 Fuß lang, 5 bis 6 Fuß hoch, von 10 Fuß Leibumfang und 50 Ctr. Schwere, lastend auf unförmigen, fast walzigen, kurzen Beinen; das Ganze in gepanzerte Haut gefaltet mit kleinen Schweinsaugen und mächtigem Horn mitten auf der Nase. Die Haut des Thieres ist ungewöhnlich stark, hart, trocken, immer aber hie und da empfindlich genug, um Insektenstiche zu verspüren. Sechslöthige Eisenkugeln, mit denen man auf Nashörner Jagd macht, gehen überall durch, wenn man auch zur Sicherung des Erfolges am liebsten sei es nach Augen und Ohren oder in die Hautfaltungen hinein sein Ziel nimmt. Vorzugsweise Buffon hat den uralten Phantasieen von der Undurchbringlichkeit der Rhinoceroshaut Vorstoß geleistet. Sparrmanns Versuch, einem von ihm erlegten Nashorn ein Schwert in den Leib zu rennen, beweisen das Gegentheil. Getrocknet allerdings wird sie ungleich härter und liefert recht brauchbares Material zu Panzern, Schilden, Schüsseln, Stöcken und Peitschen.

Viele Jahrhunderte waren seit der Römerzeit vergangen, ehe dem christlichen Europa ein lebendes Rhinoceros zu sehen vergönnt war. Da erhielt König Emanuel I von Portugal 1513 ein solches Thier aus Ostindien. Als es in Lissabon wohlbehalten einzog, ging die Kunde davon wie eine Mär über ganz Europa hin. So groß war das Verlangen der damaligen Welt, das Wunderthier, von welchem niemand eine rechte Vorstellung sich machen konnte, zu sehen, daß von Nürnberg aus eine Zeichnung requirirt wurde, um darnach von Meister Albrecht Dürer eine ausgeführte Abbildung anfertigen zu lassen. Die Kopie benutzten alle alten Schriftsteller. So finden wir denn in Geßners berühmtem Thierbuch das Lissaboner Rhinoceros im Holzschnitt dargestellt. Die Umrisse sind so übel nicht, und wahrscheinlich verdanken wir das der nach dem lebenden Thiere in Lissabon gemachten Skizze. Die sonderbaren Hautverzierungen aber, welche den Leib wie mit einem Kürass bedecken und an den Füßen einem Schuppenpanzer vergleichbar sich ordnen, ferner das zweite einem Narwalzahn ähnlich gewundene Horn auf dem Nacken, das scheinen Zuthaten aus der Phantasie des deutschen Malers zu sein. Jedenfalls hat unser guter Dürer, dem doch nur eine dürftige Skizze des portugiesischen Künstlers vorgelegen haben wird, aus der faltigen, runzligen, warzigen Haut des Thieres Kürass und Schuppenpanzer, wie ihm das so nahe lag, herausgefunden. Soweit mag der Irrthum ganz erklärlich sein. Wie aber der Meister zu dem Horn auf dem Nacken gekommen, das möchte ein Räthsel scheinen. Es zeigt dieses Horn die Gestalt eines Narwalzahns. Ehemals sah man nämlich dergleichen Zähne für die vermeintliche Waffe des fabelhaften Einhornes an. Zu Dürers Zeit begann man bereits an der Existenz des Einhornes zu zweifeln und glaubte, in dem Rhinoceros das Urbild jenes Fabelwesens finden zu müssen. Somit könnte es scheinen, als ob der Meister, um auch diesem Lichtstrahl der Forschung Raum und Ausdruck zu geben, wohl gar, durch einen Nackenhöcker der ihm vorliegenden Skizze darauf hingeführt, einen solchen Narwalzahn, jene vermeintliche Einhornwaffe, wenn auch schüchtern nur und in kleinem Maßstabe andeuten zu dürfen geglaubt hat.

Das Rhinoceros hat einen großen Antheil an der Fabel vom Einhorn. Abgesehen von den widersinnig aufgepuzten Geschöpfen menschlicher Einbildung kommen eigentlich dabei neben dem Nashorn nur noch Antilopen etwa in Frage. Viele der uns überlieferten Nachrichten vom Einhorn passen so ziemlich auf das Rhinoceros und unter den Sculpturen und Malereien altägyptischer Bauwerke findet man einhörnige Antilopen. In neuester Zeit hat man in Tibet eine Antilope, „Tschiru“ genannt, beobachtet, deren beide Hörner zuweilen sich untereinander verschlingen oder, was häufiger, deren eines abgebrochen ist. Dem Horn des Fabelwesens wurden Wunderkräfte beigegeben, dessen Besitz war das Streben aller, und dem entsprechend der Werth ein ganz ungeheurer. Zu finden aber war es nirgends,

und darum klammerte sich der Wahnglaube hier an des Horn des Rhinoceros, dort an die gewaltigen Hauer des Mammuth, schließlich an den Narwalzahn und blieb daran haften selbst dann noch, als man den Irrthum bereits erkannt hatte.

In Egypten wurden dem Volke zuweilen lebende Nashörner, zumal bei prunkvollen Auszügen der Herrscher vorgeführt. Sie sämmtlich gehörten der afrikanischen, zweihörnigen, aus Aethiopien stammenden Art an. Europa sah das erste und zwar indische Rhinoceros mit einem Horn unter Pompejus im Jahre 61 v. Chr. Auch Augustus bei seinem Triumphzuge zur Feier des Sieges über Kleopatra führte ein Nashorn gleichzeitig mit einem Nilpferd vor. Von da ab wurden wiederholt solche Thiere lebend nach Rom und Griechenland gebracht, ja mehr noch, Commodus und Karakalla stellten sich in höchst eigener Person zum Kampf mit solchen Kolossen und erlegten deren mehrere. Es sind uns aus jener Zeit von indischen wie von afrikanischen Nashörnern Nachrichten aufbewahrt nicht nur, sondern auch Darstellungen auf den Münzen von Domitian und ferner auf dem von Dictator Sulla herkommenden Mosaikboden des Tempels der Fortuna zu Präneste auf uns gekommen. Die meisten der in Rom gesehenen Nashörner scheinen aus Afrika gestammt zu haben und waren zweihörnig, wie das auch jene Abbilder zeigen. Unsern Kommentatoren und Antiquaren freilich war das Doppelhorn anstößig. Daß das Rhinoceros mehr als ein Horn haben sollte, ging über die damalige Kenntniß hinaus.

Der französische Emigrant Leguat, ein sehr gebildeter Mann, besuchte Ende des 17. Jahrhunderts das Kapland. Er erzählt in seinem Reisebericht folgendes: „Ich habe sehr gewünscht, ein Rhinoceros zu sehen wegen so vieler Fabeln, die man von ihm hört.“ Mehreren seiner Freunde, die das Nashorn im Leben gesehen, zeigte er verschiedene aus Europa stammende Abbildungen des Thieres; man lachte allgemein darüber. Leguat fährt sodann fort: „Zwar lassen die vermeintlichen Mähte überaus artig, allein es ist alles falsch. Ein echtes Rhinoceros hat eine Haut wie ein Elefant, und je älter es wird, je mehr Runzeln bekommt es, was auch sogar bei uns Menschen eintritt. Im übrigen ist auch gewiß, daß es nur ein Horn und zwar vorn auf der Nase hat, die Fabelhanse oder Naturalisten mögen sagen, was sie wollen.“

Insofern hat der Mann recht, daß die in Europa geläufigen Konterfeien des Nashorns nicht der Natur entsprachen, doch war seiner Zeit uns nur das indische Rhinoceros bekannt, welches allerdings eine faltige panzerartige Haut hat, während ihm am Kap wohl nur das glatthäutige Nashorn zu Gesicht kam. Dabei ist ihm aber gerade entgangen, daß sämmtliche Arten Afrikas zwei Hörner haben, wenn auch das zweite hinterständige bei der am Kap heimischen ziemlich klein ist.

Im Laufe der Zeiten hatte sich fast die Kunde von dem merkwürdigen Thiere verloren, bis endlich im Jahre 1513 jenes bereits erwähnte Rhinoceros in Lissabon eintraf und die Neugierde ganz Europas in Anspruch nahm. Emanuel gab seinem Volke das Schauspiel eines Kampfes zwischen Elefant und Nashorn.

Nachdem bei jenem Kampfe das Rhinoceros den Sieg davon getragen, bestimmte Emanuel das Wunderthier dem Papst Leo X zum Geschenk. Auf der Seefahrt kam der Bestie ein Anfall blinder Wuth an, das Schiff ging an der gemueßigen Küste zu Grunde, das Nashorn mit. Ueberhaupt ist der Transport über Meer eines solchen Thieres nicht ganz leicht. Im Jahre 1814 wurde ein ausgewachsenes Rhinoceros in Kasutta nach England eingeschifft, unterwegs aber so wüthig, daß es mit einer Ankerkette um den Nacken auf dem Deck angegeschlossen werden mußte. Es zertrümmerte einen Theil des Schiffes. Unglücklicherweise erhob sich ein Sturm. Man sah sich gezwungen, den unbequemen Passagier über Bord zu stürzen, um nicht zu erleben, daß das Ungethüm sich losmachte und Schiff und Mannschaft vernichtete.

172 Jahre sollten verstreichen, ehe dieser Verlust für Europa ersetzt wurde. 1685 brachte man ein zweites Nashorn und zwar nach England, doch war sein Leben nur von kurzer Dauer. Wiederum verging ein halbes Jahrhundert, da

schickte der Vorsteher der Factorie zu Patua in Bengalen ein Rhinoceros nach London. Das Thier machte von da einen Triumphzug durch Europa. Ihm folgte 1741 jenes Gellert'sche Rhinoceros.

Raum war dieses Individuum vom Schauplatz verschwunden, da gelangte 1770 ein junges Nashorn in die Sammlung der königl. Menagerie zu Versailles, erkrankte aber 23 Jahre später in seinem Bassin. Die Untersuchung der Leiche durch Cuvier brachte uns die ersten wissenschaftlichen Aufschlüsse über innern Bau und Skelet. Ein für die kaiserliche Menagerie zu Schönbrunn um den Preis von 1000 Pfund Sterling angekauft Rhinoceros starb wenige Monate nach seiner Ankunft in London. Eben so schnell endete das Leben eines 1801 nach Holland gebrachten Exemplars, und zwar ist dasselbe ganz besonders interessant darum, weil es unter allen in christlicher Zeit lebend nach Europa gekommenen Nashörnern nicht der vom indischen Festlande stammenden Art angehörte, sondern von Java eingeschiffet worden war. Auch der König von Württemberg ließ für seine Menagerie zu Stuttgart ein junges Rhinoceros bestellen. Mit dem inzwischen erfolgten Ableben des Königs wurde der Befehl rückgängig gemacht. Das Thier blieb in den Händen des damaligen Besitzers Tourniaire und wanderte 24 Jahre lang bis zu seinem Tode in Europa zur Schau herum. Ihm folgte das bekannte Schreyer'sche Nashorn, welches ziemlich schnell im Jahre 1843 in Stettin zu Grunde ging. Seitdem sind wiederholt, in neuerer Zeit sogar einmal 5 junge Nashörner fast gleichzeitig von Indien nach Europa gebracht worden. Zum Theil leben sie heute noch, so in London, Antwerpen, Moskau, Schönbrunn, Hamburg, Berlin.

Afrika hat uns seit der Römer Zeit niemals wieder ein Rhinoceros geliefert, bis Casanova im Jahre 1868 von dort her ein solches Thier importirte. In Triest schon in die Hände des Thierhändlers Hagenbeck zu Hamburg gekommen, wanderte der seltene Gast für den Preis von 1000 Pfund Sterling in den Londoner zoologischen Garten.

Sämmtliche Nashörner gelten für dumm, trotzig, reizbar, unhandlich. Marco Polo nennt sie „rohes garstiges Vieh“. Dennoch sind sie nicht ganz und gar unzugänglich. In Indien wenigstens ist es gelungen, sie zum Reiten und zum Fahren einzurichten, wenn man auch ganz natürlich dem Elephanten den Vorzug gibt.

In Gefangenschaft halten sie sich im allgemeinen leicht und dauernd, die indischen wenigstens, von denen einzelne 20 bis 24 Jahre bei uns gelebt. Das von dem Nashorn in Freiheit durchschnittlich erreichte Lebensalter wird auf 100 Jahre angegeben, aber ohne Gewähr. Der Langsamkeit der Entwicklung des Thieres nach zu urtheilen mag es ein ziemliches, wenn auch nicht ganz das Alter des Elephanten erreichen. Ein schon erwachsen eingefangenes zu Katmandor in Indien gehaltenes Rhinoceros war nach 35jähriger Haft noch vollkommen rüstig. Gegen unser Klima sind sie eben nicht empfindlich, und wenn die Temperatur nicht eifig kalt wird, scheint ihnen Kühlung mehr zu behagen als übermäßige Wärme. Junge Thiere füttert man mit Zucker und Reis, täglich 10 Pfund etwa, nebenbei mit Gras und Heu. Im dritten Lebensjahre schon kann man es auf eine Kost von Heu, Gras, Hafer, Kartoffeln, Kleie und Mohrrüben setzen. Erwachsene Thiere beanspruchen neben Brot und Mohrrüben täglich 1½ Ctr. Heu. Uebrigens ist das Rhinoceros weit weniger wählerisch, als der Elephant. Fressen und Schlafen, dazwischen ein Schlammbad scheinen die Gipfelpunkte seiner täglichen Lebensäußerungen zu sein. Schwerfälligen Schrittes, gesenkten Kopfes heimst es im Gehen mit der rüsselartig sich vordehnenden Oberlippe Gräser, Kräuter, Sträucher und Baumzweige ein, drückt sich wie ein Keil durch unwegsame Dichte durch, brechend was sich nicht biegen will, zerstampfend was ihm unter die Füße kommt, und brandschakt die Pflanzungen der Anwohner nicht selten truppweis, alsdann furchtbare Verheerungen anrichtend. Selten nur wird das Nashorn dem Menschen gefährlich, meidet ihn, wo es kann, gereizt aber ober Gefahr fürchtend, zumal in Mutterfuge stürzt es blindwüthig los, mit dem Horne, seiner furchtbaren Waffe voraus, den Gegner zu spießen und empor zu schleudern.

So wenigstens berichten uns Reisende, die weniger Jäger als Forscher waren und über Jagdgeschichten die Naturgeschichte nicht vergaßen. Schlegel.

Der Künstler, welcher unser mit Tigern kämpfendes Rhinoceros gemalt, verdient eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Nicht daß er aus altem fürstlichen Blut ist und seinen Stammbaum durch mindestens zwanzig Geschlechter zurückzuführen vermag, ist es, was uns bei ihm anzieht, sondern seine Abstammung, seine Rasse. Rahden (Fürst) Saleh ist nämlich ein Javaner, ein Malaye also. Seine Wiege stand auf der herrlichen, den Holländern gehörigen Insel Java, dort wuchs der junge Prinz im Schatten der Palmen, in der wunderbar tropischen Natur, im Angesicht der himmelanragenden Vulkane heran, umgeben von echt orientalischem Luxus. Hinaus zog er auf die Jagd, umgeben von Hunderten von Begleitern; dort stach er im Röhricht das Wildschwein, begegnete er auf einsamen Bergpfaden dem Nashorn, erlegte er den Königstiger, den wilden Büffel oder den Raiman, das Krokodil jener Gegenden.

Aber heraus aus diesem Treiben, in dem er versumpft wäre, gleich so manchem andern orientalischen Fürstensohne, riß ihn die niederländische Regierung. Sie sandte den begabten Jüngling nach Holland, und hier entwickelte er eine erstaunliche Menge von Talenten, so daß er viele seiner weißen Mitstudenten bald hinter sich ließ. In dem kleinen braungelben Körper mit dem verschumpften malayischen Kopfe und dem straffen kohlschwarzen Haare saß eine tüchtige Seele. Prinz Saleh zeigte zunächst eine außerordentliche Begabung für Sprachen, und außer dem Holländischen hatte er bald deutsch und französisch gelernt. Vor allem aber entwickelten sich seine künstlerischen Talente, und als er, nachdem er zwischen Musik und Malerei geschwankt, sich für letztere entschieden, ward er ein Maler, so gut mindestens, wie die große Schaar unsrer mittelmäßigen. In seinem speziellen Genre aber, der Darstellung asiatischer Jagd- und Landschafts-scenen steht er unübertroffen da.

Saleh bereiste die Hauptstädte Europas; sein fürstlicher Rang verschaffte ihm Zutritt an allen Höfen, und seine künstlerische Begabung führte ihn mit Schriftstellern und Gelehrten zusammen. Rahden Saleh war in den vierziger Jahren in Mitteleuropa eine sehr bekannte Figur, und in Paris wurde er 1843 mit Eugen Sue befreundet, der damals an seinem „Ewigen Juden“ arbeitete und — wie man allgemein annimmt — den Rahden sofort zum Modell für seinen „morgenländischen Fürsten“, einen der hervorragendsten Charaktere in seinem Buche, wählte. Saleh wandte sich dann zur Fortsetzung seiner Studien nach Dresden; hier entwickelte er sich als Kolorist, schuf eine Anzahl jener von tropischer Glut leuchtenden Gemälde, von denen einige in den Museen Dresdens und Leipzigs sich finden. Er produzirte viel und schnell, und ist auch oft der künstlerische Werth seiner Leistungen zu bestreiten, so zeichnen sie sich doch durch große Naturtreue aus und haben durch ihre Charakteristik Werth.

Nach dem Tode seines Vaters begab der mohammedanische Prinz sich zurück nach seiner Heimatsinsel, wo er in den Preangerregentschaften, im Süden der Stadt Batavia, sein neues Schloß baute, das als ein wahres Prachtwerk vor den Schlössern der heimischen Fürsten sich auszeichnet. Am Fuße der Vulkane gelegen, in einer Zone über dem Meere, in welcher ewiger Frühling herrscht, verbindet es orientalisches Luxus mit europäischem Komfort. Die Säle sind mit Gemälden von der Hand Salehs oder mit den Skizzen seiner europäischen Freunde geschmückt. Nach Norden hin liegt sein prächtiges Atelier, und in diesem, von wo der Blick weit über die Hügel hinaus in die gesegneten Ebenen schweift, schafft er noch immer rüstig an der Leinwand.

Unter allen Ländern Europas liebt aber Saleh Deutschland am meisten, da er diesem Lande den größten Theil seiner künstlerischen Ausbildung zu verdanken hat. Als G. Spieß ihn im Jahre 1862 besuchte, sprach er noch sehr gut deutsch und dachte mit besonderer Sehnsucht an Deutschland zurück. „Wir fanden ihn in seinem Atelier beschäftigt, die letzte Hand an

ein Bild zu legen, das eine Scene aus den furchtbaren Ueber-
schwemmungen zum Vorwurf hatte, welche im verfloffenen Jahre
das Innere von Java heimgesucht haben. Außer diesem, für
den König von Holland bestimmten Bilde war noch eine herr-
liche Waldpartie aus den Gebirgen bei Buitenzorg aufgestellt.

Rahden Saleh würde gerne wieder nach Deutschland zurück-
kehren, wenn zwischen Wunsch und Ausführung nicht manche
Hindernisse ständen, doch sprach er in den dankbarsten Aus-
drücken von den Tagen und Jahren, die er in Deutschland
verlebt hat."

Gänge durch die Wiener Weltausstellung.

Von Richard Andree.

Nachdruck verboten.
Bef. n. 11./VI. 70.

I.

Erster Eindruck. Die Sprachen auf der Ausstellung. — Polyglottes Wesen. — Die Bibelgesellschaft. — The little Wanzler. — Deutsche im Dienste fremder Nationen. — Deutsches Nationalgefühl. — Elsaß-Lothringer Schmerzen der Frauosen. — Im Elsaßer Bauernhaus. — Ein Kapitel vom Essen und Trinken. — W. C. — Der Werth des Guldens. — Bärenschinken. — Wie man schwedisch, italienisch, schweizerisch oder türkisch speist und trinkt. — Die Kofthalle. — „Solch ein Ton, der Stein' erweichen...“ — Bei den Kärntnern. — Wüst ist der Kopf.

Hoch hatte ich meine Erwartungen gespannt. So großartig, so gewaltig, so imponirend, so voll und vor allem so riesenhaft ausgedehnt hatte ich mir die Ausstellung jedoch nicht gedacht. Stelle ein jeder sich das Kühnste vor, was seine Phantasie in Bezug auf eine Weltausstellung sich einbilden kann, und er wird doch finden, daß seine Vorstellung hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben ist, wenn er eintritt in diese weite mächtige Stadt der herrlichsten Paläste, die gefüllt ist mit den Schätzen aller Nationen.

Wie kleinlich, so ist unser erster Gedanke, ist doch die Verleugung dieses Riesenwerkes, das errichtet wurde zum Wettkampfe der Industrie, der Landwirthschaft, der Kunst, in dem die Herrschaft des Geistes über die Materie sich so herrlich offenbart, wo in augenfälliger Weise unsre Zeit zeigt, wie sie es verstand, alle Stoffe, alle Elemente, alle Kräfte der Natur sich dienstbar zu machen für die Vermehrung des physischen und geistigen Wohlergehens der Menschheit. Hier dokumentirt sich so recht, wie Raum und Zeit besiegt wurden, wie man an die Stelle oft brutaler Ausbeutung der Menschenkraft die vom Geist geleiteten Maschinen setzte; hier strömen friedlich zusammen die Völker des Erdballs, um zu ringen um die Palme des Sieges im Gebiete der Kulturarbeit. Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener, sie stehen hier voran; ihnen naht mit Riesenschritten die Ebenbürtigkeit erstrebend das gewaltige Rußland; und auch der Orient, die mohammedanischen Reiche sind nicht zurückgeblieben, sie werden mit Macht hereingezogen in unsre Kulturphäre, müssen sich beugen vor dem christlichen Abendlande. Ja selbst China und Japan, die alten langverschlossenen Kulturreiche, sie stehen mit uns in Reih und Glied hier; auch ihre Flaggen wehen auf dem herrlichen Palaste, für den die österreichische Devise *Viribus unitis* (Mit vereinten Kräften) paßt, wie keine zweite. So groß und gewaltig aber auch dieses herrliche Schauspiel ist, das vor unsern erstaunten Augen sich hier entwickelt, es wird übertroffen durch die Idee des gemeinsamen Strebens aller Nationen der Erde zu einem großen und guten Werk. Diese allgemeine Kultureinigung der Menschen unsrer Erde, sie ist der ethische Triumph dieser größten aller bisherigen Weltausstellungen.

Hier, so sage ich mir, ist für die Dauer dieses Jahres der begehrteste, am meisten genannte Punkt unsrer Erde. Hier strömen alle Eisenbahnen, die Fäden eines Schienennetzes im Centrum zusammen, hier stehe ich im Mittelpunkte unsrer Kulturwelt, die jetzt ihr Leben empfängt aus dem eisigen Norden Sibiriens, wie aus der Blut der Tropen. Alle Zonen, alle Länder, sie senden durch das Aderwerk der Eisenbahnen ihr Blut hier her, damit dieses große Herz, das im Krater zu Wien steht, frisch pulsiere. Wie es sich aufbaut so großartig und sinnbethörend, daß wir kaum wissen sollen, wo zuerst es anfassen! Und sind wir hineingestürzt in den Strudel, dann nimmt er kein Ende, er wirbelt uns weiter und weiter und zeigt uns so massenhaft die Dinge, daß wir förmlich davor schauern.

Da erhebt sich, von der Rotunde überragt, in der die größten Kirchentempel, selbst die von St. Peter in Rom, Platz finden, der Fischgrätenbau des Industriepalastes mit seinen Duzenden von Seitengalerien. Geht Ihr raschen Schritts, ohne Euch umzusehen, nur durch die Hauptgalerie, von einem Ende zum andern, so braucht Ihr ein Viertelstündchen, das Behnfsache

aber an Zeit, wenn Ihr auch die Seitengalerien und Höfe dieses einen Baues durchschreiten wollt. Und dort wieder die Zone des Ackerbaues und der additionellen Ausstellungen, wohl hundert Baulichkeiten und dabei ein Duzend Paläste, jeder so groß, daß er bequem zwei Opernhäuser oder Stadttheater aufnimmt. Hier wieder der Kunsttempel — einem großen Museum an Ausdehnung nichts nachgebend, ja die meisten übertreffend. Nun alle die übrigen Pavillons, Häuser, Anneze, Höfe, Restaurationen, deren der Plan zusammen 130 aufführt. Wahrlich, das Ganze ist eine Stadt der Paläste, die ihres gleichen nicht hat, und sie wurde in der kurzen Zeit von zwei Jahren aufgeführt. Was sie gekostet — darüber schweigt freilich die Geschichte, und 20 Millionen Gulden sind heute zum mindesten schon dafür verausgabt.

Aber das mag die Sorge der österreichischen Steuerzahler sein; wir nehmen vollen Dankes das Gebotene an, wir wandeln durch die schattige Kastanienallee, zwischen grünen Rasenpartieren und plätschernden Springbrunnen, die alle erst in diesem Jahre — selbst die hohen Bäume — hier hergeschafft wurden, der Haupthalle zu, wir grüßen unsre deutsche Flagge, die hier so stolz von vielen Baulichkeiten weht, und lesen die Inschriften über den zahlreichen Portalen: Vereinigte Staaten, Großbritannien, Frankreich, Schweden, Italien, Belgien, Deutsches Reich, Oesterreich, Magharorfszag, Rußland, Aegypten, Türkei, Japan, China, Persien — so folgen sie aufeinander, und über jedem weht die Nationalflagge. Freilich der Perser schreibt mit persischer Schrift über sein Thor „das erhabene Reich Iran“, der Türke „die erhabene osmanische Pforte“, der Franzose sein France, der Engländer sein Great-Britain, und geht man weiter ins Innere, so ist es, als hörten wir die Worte des Alten Bundes verkörpert: „Lasset uns ihre Sprache verwirren, daß keiner des andern Sprache vernehme“ — jetzt scheinen sie aus der Zerstreung in alle Länder zurückgekehrt, und ist ihre Stimme auch immer noch eine verschiedene und wird sie es bleiben bis ans Ende der Tage — so reden sie hier doch eine Sprache: die der Arbeit. Und in dieser Sprache verstehen sich alle. Sonst ist unsre deutsche Sprache die herrschende, die offizielle. Oesterreich dokumentirt sich hier in seiner Westhälfte als deutscher Staat, der wilde Osten ist von ihm abgeschieden, und wir müssen es ehrlich eingestehen, seine Leistungen, die es hier als deutsche Leistungen aufstellt, sie reichen unsrer Nation nur zur hohen Ehre.

So sehr auch die deutsche Sprache allenthalben die Ausstellung beherrscht und die fremden Nationen sich ihr anbequemen, macht sich doch der polyglotte Charakter des ganzen Unternehmens, seinem internationalen Wesen entsprechend, allenthalben bemerkbar; Inschriften in drei oder vier Sprachen sind nicht selten, und man lernt hier so recht sich an alle Schriftzüge der Welt gewöhnen. Türkische, persische, arabische, chinesische, japanesische Schrift ist keineswegs selten, in der Massenhaftigkeit der Anwendung fremder Sprachen übertrifft aber die britische und ausländische Bibelgesellschaft alles andere. Sie hat ihren Sitz in einer Seitengalerie der englischen Abtheilung aufgeschlagen und verkauft dort ungehindert ihre Bibeln in allen Sprachen. Hinter einem breiten Tische steht der Verkäufer, ein Deutscher aus Bonn, der mehrere Sprachen redet und mit einem außerordentlichen Eifer sich seinem Werke hingibt. „Sehen Sie,“ sagte er mir in einem viertelstündigen Ge-